

Handwerk und Gewerbe : Heimindustrie und Auswanderung

Autor(en): **Fasolin, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): - **(2002)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-914068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Handwerk und Gewerbe, Heimindustrie und Auswanderung

Im Mittelalter entstanden am Hochrhein die vier Waldstädte, deren Bewohner nicht mehr in erster Linie von der Landwirtschaft lebten. Es bildeten sich spezialisierte Berufsgruppen heraus. Da gab es Handwerker, die den vielfältigen Bedürfnissen der aufstrebenden Stadtbürger gerecht zu werden versuchten, da gab es Handelsleute, die mit Waren aus umliegenden Gegenden wie auch aus fernen Ländern handelten.

Im Gegensatz dazu spaltete sich die ländliche Bevölkerung noch während längerer Zeit nicht so vielfältig in verschiedene Berufsgattungen auf. Die allgemeinen Bedürfnisse des vornehmlich Landwirtschaft betreibenden Volkes wurden aus eigenen Ressourcen zu decken versucht. So war der Landwirt auch Zimmermann oder Schmied, auch Wagner oder Wirt. Je nach den gegebenen Voraussetzungen bildeten sich an verschiedenen Orten mit der Zeit bestimmte Handwerksarten stärker aus. Wir finden deshalb in den Weinbaugebieten häufiger Küfer, in den Ackerbaugebieten und entlang der Transportwege mehr Schmiede und Wagner, in den Viehwirtschaftsgebieten die Salpetersieder, in den Waldgebieten vornehmlich Köhler und Flösser. Die Weber, Schneider und Schuster galten eher als ärmliche Handwerker und deuten, wo sie häufiger vorkamen, auf einen höheren Anteil an Tagelöhnern hin. In Städten und Marktflecken fanden sich die Metzger und Gerber, die Müller und Bäcker, die Silber- und Kupferschmiede, die Bader und Scherer und so weiter. In den Städten entwickelten sich seit dem ausgehenden Mittelalter Berufsverbände, die Zünfte, um die eigenen Interessen zu wahren und die Ausbildung zu regeln. Auch auf dem Lande waren die Handwerker seit dem

18. Jahrhundert an Handwerksordnungen gebunden, die häufig auf obrigkeitliche Forderungen gründeten. In den ländlich geprägten Teilen des beschriebenen Gebietes war aber das vornehmlich der Selbstversorgung dienende Gewerbe bis in das 19. Jahrhundert nicht sehr ausgeprägt – abgesehen von der Eisenindustrie im Mittelalter und den Gewerben entlang des Rheins, denen eigene Kapitel gewidmet sind.

Zünfte und Handwerker

In den vier Waldstädten waren die Handwerker seit dem ausgehenden Mittelalter in den Zünften organisiert. Jede Zunft hatte ihr Lokal mit der teilweise reich ausgestatteten Zunftstube. In der Stadt Waldshut waren alle Berufsgattungen in drei Zunftverbänden zusammengefasst. Es waren dies die Zunft zur Herrenstube im alten Kaufhaus, die Zunft zum Kutzhuot im Haus zum Fridolin und die Zunft zum Rüden im Eckhaus Vordergasse/Amtausgasse. Im Verband zum Rüden waren besonders die Bäcker, Metzger, Müller und Fischer vereint. Der Kutzhuot vertrat die Schneider, Schuster, Kürschner, Gürtler, Sattler und Gerber. Die übrigen Meister und die Kaufleute gehörten dem Verband zur Herrenstube an. 1837 wurden die Zunftverbände aufgelöst, einzig die Junggesellschaft besteht noch.

Aus einer Zunftstubenordnung des 18. Jahrhunderts geht hervor, wie das Verhalten der Zunftleute sein sollte: *Geschray uff der Stuben mit singen, pffifen, hornblasen, mit wüster grober red und unziemlichen geberden* war verboten. Es wurde bestraft, *wer [ein] Kartenspiel zerisse oder die Karten und würffel hinausworfe, wer fräffentlich messer über den anderen zuckth, wer barschenkel [barfuss] oder ohne ziemliche Ober-*

kleider, Rockh oder Juppen in blossen Hossen das Zunftlokal betrat oder dort tanzte.

Bevölkerungs- und Handwerksstruktur in Degerfelden und Nordschwaben am Ende des 18. Jahrhunderts

1798 lebten im kleinen Ort Nordschwaben 148 Personen in 30 Familien. Diese betrieben vorwiegend Landwirtschaft. Typische kleine Dorfhandwerker prägten das Alltagsleben: Ein Schmied, ein Nagler und zwei Schuster wurden 1770 erwähnt, 1793 kam ein Weber hinzu. Weil Schuster und Weber eher auf bescheidene Verhältnisse schliessen lassen, haben wohl bloss der Schmied und der Nagler von ihrer Arbeit einen nennenswerten Verdienst erwirtschaften können.

Etwas genauer sind die Angaben über den Ort Degerfelden, der 1769 mit 88 Feuerstätten

etwa dreimal so gross war wie Nordschwaben. 24 Landwirte standen hier 50 Tagelöhnern und 22 Handwerkern gegenüber. Neben drei Müllern (ab 1772 auch einem Säger) können zwei Schmiede, je ein Schlosser, Zimmermann und Maurer zu den besser gestellten Handwerkern gezählt werden. Für die ärmere Bevölkerung – ausgewiesen durch die 50 Tagelöhner – sind folgende Handwerker typisch: drei Schneider, vier Schuster, fünf Leinweber und zwei *schlechte Pfuschküfer*. Bemerkenswert ist, dass kein einziger Steinmetz, nicht einmal ein Steinhauer, erwähnt wird, obwohl in Degerfelden spätestens seit dem Mittelalter die Buntsandsteinvorkommen abgebaut wurden.

Die natürlichen Voraussetzungen für die Ausbildung besonderer Berufsgattungen waren in der beschriebenen Gegend in erster Linie Stein,

Naglerei

Als Folgegewerbe der mittelalterlichen Eisen- und Hammerwerke bildete sich in der Gegend vor allem die Naglerei aus. Das heimische Eisen wurde zu Nägeln aller Art verarbeitet: Huf- und Schuhnägel, Schindelnägel und andere Nagelarten für den Haus- und Schiffsbau, Sattler- und Fassnägel, Tapezier-, Polster- und Ziernägel. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte das Gewerbe vor allem rechtsrheinisch nochmals einen spürbaren Aufschwung, wozu auch der badische Staat durch protektionistische Massnahmen beitrug. 1850 wurden zum Beispiel in Luttingen 60 Nagler gezählt, die in 23 selbstständigen Nagelschmieden tätig waren. Die Nagelschmieden standen als Kleinbauten jeweils etwas abseits von den übrigen Wohn- und Wirtschaftsbauten.

Die fertigen Nägel wurden in Fässer (Lägel) verpackt und per Schiff auf dem Rhein *verfahren*. Damals war die Schweiz noch der wichtigste Abnehmer, weil vor allem die handgeschmiedeten Schuhnägel für das Militär sehr begehrt waren. Das Abflauen des Naglergewerbes auf der rechtsrheinischen Seite führte deshalb logischerweise zu einer Verlagerung über den Rhein, vor allem in das Sulz- und das Mettauertal.

Aus einer Tonne Eisen wurden 800 bis 900 kg Nägel erzeugt. Ein einzelner Nagelschmied konnte im Jahr etwa 500 bis 1000 kg Roheisen verarbeiten. Bei einer täglichen Arbeitszeit von zehn Stunden schmiedete ein Nagler rund 800 bis 1000 Nägel. Mit dem 1,5 kg schweren Naglerhammer waren für einen Nagel 40 bis 45 Schläge nötig. 1870 verdiente ein Nagelschmied im Tag zwischen 1,50 und 2,30 Mark.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gingen die umliegenden Eisenwerke allmählich ein, und damit fielen die günstig gelegenen Rohstofflieferanten weg. Zudem verdrängten billiger hergestellte Industrienägel den handgeschmiedeten Nagel. Zwischen 1890 und 1895 wurden noch vier Nagler gezählt, 1907 noch zwei.

Holz und Wasser. Bereits im Mittelalter bildete sich die Gruppe der Erzgräber, Eisenverhütter und Hammerschmiede als spezialisiertes Gewerbe aus, um die Eisenerze in der Gegend von Wölflinswil zu nutzen. Über diese Berufsgruppe wissen wir recht gut Bescheid (siehe Beitrag Das historische Eisengewerbe im Fricktal). Aus dem ehemaligen Eisengewerbe ging das Naglergewerbe hervor. 1727 wurde zum Beispiel der hintere Hammer in Murg in eine Nagelschmiede umgewandelt. Die Naglerei blühte im 18. und 19. Jahrhundert vor allem im Hotzenwald. Um 1825 gab es in der ganzen Einung Murg 89 Nagler, nämlich in Murg 6, in Niederhof 35, in Oberhof 14, in Harpolingen 3, in Hänner 25, in Binzgen 9, in Rhina 7. 50 Jahre später waren in Oberhof noch 4 und in Murg 3 Nagler am Werk. Beim Niedergang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fasste das Naglergewerbe im Mettauertal und Sulztal auf der linksrheinischen Seite Fuss und fand bis Mitte des 20. Jahrhunderts seine Fortsetzung. Im Hotzenwald ging das Gewerbe nach dem Aufkommen industriell gefertigter Baunägel zu Grunde, im Fricktal blühte es auf, weil vor allem für Militärschuhe aufwändig geformte Spezialnägel gefragt waren. Mit dem Aufkommen der Gummisohlen ging auch im Fricktal dieses Gewerbe wieder ein.

Glas, Stein und Lehm

Geheimnisvoll ging es in den Glashütten zu. Im südlichen Hotzenwald sind solche Betriebe nicht so häufig wie im übrigen Schwarzwald: In Bergalingen (1303 bereits als alt bezeichnet), in Atdorf bei Hornberg und in den beiden Glashütten-Orten bei Rickenbach und im

Haseltal sind solche Betriebe bezeugt, für den Ort Hütten westlich von Rickenbach angenommen. Alle Hütten sind im Spätmittelalter bereits wieder eingegangen, ausser jene in Todtmoos. Diese war vornehmlich im 17. Jahrhundert in Betrieb, wurde aber um 1730 wegen Holz Mangels aufgegeben. Vermutlich konnte das Glas in den Städten, vor allem in Basel, verkauft werden. Über diesen Gewerbezweig ist deshalb so wenig bekannt, weil die Glasherstellung unter Geheimhaltung stand. Im ganzen südlichen Schwarzwald finden sich Spuren historischen Bergbaus. Nach verschiedenen Metallerzen wurde gegraben, im 20. Jahrhundert gar nach Uran. Im südlichen Hotzenwald allerdings spielte der Bergbau keine bedeutende Rolle. Im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert versuchten vielerorts Arbeitsgesellschaften im Untergrund nach Steinkohle zu suchen, so etwa in Zeiningen die Steinkohlegesellschaft. Der Versuch misslang, die Schürfspuren sind im Gelände aber immer noch sichtbar.

In den Städten und Klöstern liessen sich Werksteine für den Hausbau seit dem Mittelalter gut absetzen. Die Vorkommen an Buntsandstein, der wegen seiner Beständigkeit sehr begehrt war, wurden bis in unsere Zeit genutzt. Sandstein war leichter zu bearbeiten als der viel härtere Granit. Aus den Steinbrüchen von Degerfelden DE wurden Werksteine unter anderem rheinabwärts zum Bau des Basler Münsters verfrachtet, und auch die Sandsteinvorkommen bei Alpfen DE wurden bereits im 14. Jahrhundert fachmännisch abgebaut. Weitere Abbaustellen befanden sich in höheren Lagen des Hotzenwaldes bei Bergalingen, Glashütten und Niederhof. Linksrheinisch wurden

seit Jahrhunderten die Schilfsandsteinschichten von Oberhofen im Mettauertal verwendet. Als einziger Steinbruch wird er noch heute ausgebeutet, da sich das Material unter anderem bestens für den Ofenbau eignet. Noch im frühen 19. Jahrhundert wurde Material für Hausteine in kleineren Sandsteinvorkommen gebrochen, etwa in Ittenthal. Schon früher verstanden es die Steinhauer, aus dem rotbraunen, stark eisenhaltigen Spatkalk, wie er etwa in Ueken zu Tage trat, spätgotisch profilierte Werksteine in feiner Manier zu schlagen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat dann ein Stein in Erscheinung, der weit über das obere Fricktal hinaus an vielen Hausfassaden Verwendung fand: der auf dem Kornberg südlich von Frick gebrochene warmgelbe Kalksandstein. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wurden die Kornbergler-Steinbrüche aufgegeben. Auf der rechtsrheinischen Seite wird auch Granit gebrochen und zu Werksteinen aufgearbeitet. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird dazu bei Tiefenstein der Albtalgranit ausgebeutet. Noch früher waren die Steinhauer beidseits des Rheins auf eiszeitliche Findlinge aus, die sich vielerorts fanden und gutes Werkmaterial boten, das zur Baustelle nicht weit transportiert werden musste.

Vor allem im Fricktal finden sich vielerorts noch Flurnamen wie Chalofen. Sie deuten darauf hin, dass bereits im Mittelalter anstehende Kalkvorkommen zu ungelöschtem Kalk gebrannt wurden, der zur Herstellung von Mauer- und Verputzmörtel unentbehrlich war. Häufig wurde Kalk in den Ziegelbrennöfen gebrannt. Seit dem ausgehenden Mittelalter ist die Ziegelherstellung vor allem in der näheren

Umgebung der Städte bezeugt. Die reichen Lehm- und Opalinustonvorkommen haben vor allem linksrheinisch zur Gründung mehrerer Ziegelhütten geführt, von denen jene von Frick bis heute überdauern konnte. Ursprünglich wurden hauptsächlich Dachziegel hergestellt, seit Ende 19. Jahrhundert auch vermehrt Backsteine für den Hausbau. Mit dem Zieglerberuf eng verwandt ist jener des Hafners und Ofensetzers. Hafner stellten nebst Ofenkacheln auch Gebrauchsgeschirr her. Im Fricktal dürfte das Hafnergewerbe schon früh in den Städten Rheinfelden und Laufenburg betrieben worden sein, auf ländlichem Gebiet sollen beispielhaft die Hafnerdynastien Schmid aus der Gipf (18. und erste Hälfte 19. Jahrhundert) und Walde aus Wittnau (Ende 19. und 20. Jahrhundert) erwähnt werden, deren Öfen teilweise heute noch in den Bauernstuben des weiteren Umkreises ihre wohlige Wärme ausstrahlen.

Gipsgruben müssen ebenfalls spätestens seit dem ausgehenden Mittelalter betrieben worden sein, und dies wiederum vor allem linksrheinisch. Im Mettauertal deutet der Familienname Ipser auf die jahrhundertealte Tradition der Gipsgewinnung hin. Auch an anderen Orten im Fricktal wurde Gips abgebaut. Rechtsrheinisch wurden früher die Gipsvorkommen am Ostrand des Dinkelbergs sowie am Südostrand des Hotzenwaldes ausgebeutet. In Wehr, Öflingen und bei Waldshut waren Gipsgruben in Betrieb. Gips war als Baustoff sehr geschätzt. Wie Belege aus der Gegend von Frick zeigen, wurde spätestens im 16. Jahrhundert nebst dem bei niedrigen Temperaturen gebrannten Bau- oder Stuckgips auch der vielseitig verwendbare, bei hohen Temperaturen gebrannte Anhyd-

*Abb. 1: Holzmacher Oskar Arzner
bei der schweren Waldarbeit mit
dem Kebrhaken.
(Bild: Arnfried Arzner,
Murg-Niederhof DE)*



ritgips hergestellt. Spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der gewonnene Gips auch in eigens erstellten Gipsmühlen gemahlen und als Felddünger verwendet.

Damit sind wir bei den Mühlen, die ohne währschafte Mühlsteine nicht viel nützen. Die bereits erwähnten Buntsandsteine auf der rechten Rheinseite wurden dafür seit Jahrhunderten genutzt. In der Gegend von Waldshut wurden bis Ende des 19. Jahrhunderts Mühlsteine bergmännisch, also über unterirdische Stollen gewonnen. Es wurden auch Schleifsteine für Metall und sogar für die Edelsteinschleifereien im Breisgau hergestellt. Bis auf dem Schieneweg Mühlsteine in unsere Gegend gelangten, die andernorts kostengünstiger im Tagbau gewonnen werden konnten, zum Beispiel die Champagner-Steine aus Frankreich, waren die bequem auf dem Wasserweg flussauf- und abwärts abzusetzenden Waldshuter Mühlsteine weitherum geschätzt.

Rund ums Holz

Die vom Wald geprägten Gewerbe und Berufe waren seit Jahrhunderten in unserer Gegend heimisch, im Hotzenwald noch stärker als im Fricktal. Der Holzreichtum und die Nähe zum

Rhein liessen das Flössergewerbe während langer Zeit blühen. Es brachte den Waldbauern wie den Flussanstössern willkommene Beschäftigung (Abb. 1). Der Wald wurde auch durch die Köhlerei – stellenweise und zeitweise auch in überbordendem Masse – genutzt, dann von den Harzern und Rindensammlern (Lohe für Gerbereien), den Brennholz- und Beeren-sammlern. Besen- und Rechenmacher, Schnefler und Korbflechter holten sich ihren Teil, Küfer brauchten Holzreifen für ihre Fässer, und für Zäune, Hausbau, Brennholz, Gerätschaften, Möbel, Geschirr und so weiter nutzten die Land- wie die Stadtbewohner die umliegenden Wälder oft so stark, dass die Obrigkeit den Holzverbrauch mit Erlassen eindämmen musste. In gewissen höheren Lagen wurde zur Ergänzung des Brennholzbedarfs auch die Torfstecherei betrieben.

Auch die Salpetersiederei war vom verfügbaren Brennholz abhängig. Die Salpetersieder hatten das Recht, von den Wänden der Viehställe den Kalksalpeter abzukratzen und auch in der Erde nach diesem Rohmaterial zu graben. In einem sehr aufwändigen Verfahren wurde der Kalksalpeter zu Kalisalpeter veredelt. Dieser Stoff dient unter anderem zur Herstellung von Schiesspulver, zur Zubereitung von Scheide-



wasser, um Gold und Silber zu trennen, aber auch zum Einpökeln von Fleisch und als Düngemittel. Nach 1820 ging dieser Betriebszweig sehr stark zurück und kam bald zum Erliegen. Als Hilfsmittel beim Salpetersieden wurde unter anderem Pottasche benötigt. Auch diese wurde lokal hergestellt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde beispielsweise in Frick durch einen vom Wald zugezogenen Berufsmann eine Pottaschensiederei eingerichtet, die aber nicht lange Bestand hatte.

Dick gewachsene Nadelbäume liessen sich gut zu Bohlen und Brettern sägen. Diese schwere Arbeit wurde lange Zeit von Hand ausgeführt. Im Laufe der Jahrhunderte entstanden in der ganzen Landschaft Sägemühlen, die geschickt das Wasser nutzten, um mit geringerem Aufwand Baumstämme aufzusägen (Abb. 2). Der Hotzenwälder Ort Segeten trägt davon seinen Namen. Viele dieser Sägemühlen gingen im Lauf der Zeit wieder ein oder wurden zu anderen Gewerben wie Eisenhämmer, Gipsmühlen oder Hanfreiben umgenutzt. Der Bau

und Unterhalt einer Säge war aufwändig. Es reicht nicht, durch Wasserkraft ein Sägegatter auf- und abwärts zu bewegen. Durch einen ausgeklügelten Mechanismus muss auch der zu sägende Klotz ruckartig dem Sägeblatt zugeführt werden. Weil die Auf- und Abbewegung ein klopfendes Geräusch verursacht, wurden viele dieser Mühlen Klopfsägen genannt.

Die Wasserradgewerbe

Bestimmt älter als die Sägen sind die Korn-, Getreide- oder Mahlmühlen. Die ersten sind bereits im Hochmittelalter bezeugt und gehörten in der Regel einem Stift, einem Kloster oder einem Burgherrn. Viele dieser Mühlen waren Zwangs- oder Fronmühlen, in denen die Untertanen ihr Getreide mahlen lassen mussten, wobei der Müller einen Teil des Mehls als Mahllohn zurückbehielt. Freie Bauern konnten mahlen, wo sie wollten, und es entstanden weitere Mühlen für diese Kundschaft. So wurde in der ganzen beschriebenen Landschaft die Wasser-

◊ *Abb. 2: Meist einsam standen die Sägemühlen in den Talniederungen wie hier die Schlagsäge im Murgtal, zwischen Rickenbach DE und Giersbach. (Bild: Arnfried Arzner, Murg-Niederhof DE)*

kraft stets intensiver genutzt, was in wasserärmeren Zeiten zu Schwierigkeiten führen konnte. Im Hotzenwald wurden bereits im Mittelalter die sagenumwobenen Wühren angelegt, ein Netz von mehreren Dutzend Kilometer langen Wasserkanälen, die sogar Wasserscheiden überwinden, um die Räder der verschiedenen Gewerbe anzutreiben. An ihrem Endlauf standen diese Gewerbe, Schmelzöfen und Hämmer im Mittelalter, später allerlei Mühlen, im 19. Jahrhundert ersetzt durch Turbinen, die die ersten Industrieanlagen antrieben. Die zunehmende Nutzung der Wasserkraft führte oft zu Streit um die Wasserrechte. Bei den genannten Wühren waren es die Bauern in den höheren Lagen, die durch Wässern der Matten den Müllern das Wasser entzogen, andernorts wurden ebenfalls durch Ableitung des Wassers andere Wasserberechtigte benachteiligt. Seit dem 17./18. Jahrhundert nahm die Zahl der Konzessionsgesuche für Wasserräder stetig

zu, wobei die Obrigkeit mit Bewilligungen nicht geizte, da sie von den Bewilligungs- und Konzessionsgebühren ebenfalls profitierte. Häufig musste mit dem Widerstand der umliegenden Gewerbetreibenden gerechnet werden, weil unliebsame Konkurrenz dem eigenen Vorteil zu schaden drohte. Als um 1750 ein im Fricktaler Dorf Oberhof lebender Bürger gesonnen war, dort eine Mahlmühle zu errichten, weil man *nach Kienberg in die Schweiz hinüber* fahren müsse, um mit Mahlen ordentlich bedient zu werden, wehrten sich sämtliche Müller der Umgebung von Frick gegen dieses Vorhaben. Darunter befanden sich die Säckinger Fürstäbtissin, die in Hornussen eine Fronmühle betrieb, sowie die Freifrau von Schönau-Oeschgen, die in der Gipf, damals einem Dorfteil von Frick, die Zwangsmühle für ihre Untertanen von Oeschgen besass. Unter diesem Druck musste die Regierung nachgeben und es währte danach 100 Jahre, bis unter der

Die Mühlen von Murg

Die Mühlen von Murg lagen am Ausgang des Murgtals und wurden von der Murg angetrieben. Das Stift Säckingen baute in den Dinghöfen Murg und Oberhof je eine Fron- und Lehenmühle, auf der ein Erblehen haftete. Seit 1677 sind in Murg zwei Mühlen bekannt:

Die obere, 1428 erstmals erwähnte Erblehenmühle, und ab 1677 die so bezeichnete untere Mühle. Die Fronmühle lag im Oberdorf bei der heutigen Säge. Sie enthielt auch eine Reibe und eine Öltrotte, seit 1778 zusätzlich eine Häute (Gerberei). 1783 wurde die Öltrotte durch eine Sägemühle ersetzt. Um 1850 wurde diese obere Mühle in eine mechanische Baumwollweberei umgewandelt, in der 30 Webstühle liefen.

Die untere Mühle entstand 1677 an der Stelle der unteren Säge. Diese war vom Stift Säckingen als Lehen vergeben worden und wurde bereits 1583 erstmals erwähnt. 1671 wurde sie an Johann Schneider verkauft, der sie in eine Papiermühle umwandeln wollte, doch blieb er ohne Erfolg. Der Betrieb fiel an das Stift zurück und wurde 1677 an Baschi Stritt verkauft, der eine Mahlmühle und eine Hanfreibe einrichtete. 1854 wurde neben dieser Mühle wieder eine Säge erbaut.

Die Mühle von Oberhof, 1561 erstmals erwähnt, wurde später als obere Mühle bezeichnet, seit ab 1722 die untere Mühle erwähnt wird.

Zum Dinghof Murg soll *seit jeher* auch die Mühle Diegeringen/Niederhof gehört haben. Sie wird urkundlich 1556 indirekt durch ein Mühlewuhr fassbar. Vor dem Jahr 1770 ist sie verkauft worden.

Aargauer Staatsflagge ein Oberhöfler 1851 seine Mühle errichten konnte.

Neben den Mahl- und Sägemühlen entstanden mit der Zeit weitere Mühlengewerbe, die mit Wasserkraft betrieben wurden. In den Öltrotten wurden die Ölfrüchte zunächst in einem Kollergang gequetscht, bevor sie erhitzt und ausgepresst wurden. In den Hanfreiben und Gipsmühlen drehten sich ebenfalls die Kollergänge. Der Flurname Stampfi erinnert im Fricktaler Dorf Wölflinswil an ein weiteres Radgewerbe: In den Knochenstampfen wurden seit dem 18. Jahrhundert Schlachtabfälle zu Düngemehl zerstampft. Auch Walken, Bleichen und Gerbereien wurden mit Wasserkraft betrieben.

Heimindustrie im 18./19. Jahrhundert

Auf die Dauer vermochten die natürlichen Rohstoffe Stein, Holz und Wasser den Wohlstand der Bevölkerung nicht zu halten noch zu heben. Mehrere Gründe führten dazu, dass die Bevölkerung im Lauf des 18. Jahrhunderts stark zunahm. Landwirtschaft und bestehende Gewerbe reichten zur Ernährung des Volkes nicht mehr, da half auch der Anbau der als Volknahrungsmittel gepriesenen Kartoffel seit etwa 1750 nicht weiter. Durch die Einführung der Textilindustrie um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die in der ganzen Landschaft überwiegend als Textilhausarbeit betrieben wurde, kamen Beschäftigungsmöglichkeiten mit dem zusätzlichen und willkommenen Verdienst bis in die hintersten Täler und auf die abgelegenen Höhen. Dazu trat aber auch eine zuneh-

mende Abhängigkeit von Fabrikherren, die in den Städten wohnten, sowie von den Einflüssen eines wachsenden, grenzübergreifenden Wirtschaftsnetzes (Abb. 3).

Im Wiesental und in Waldshut wurden um 1750 Baumwolltextilunternehmen gegründet, die in den Dörfern des Hotzenwaldes Halbfabrikate herstellen liessen. Weil es für das Baumwollgewerbe keine Zunftordnung gab, konnten städtische Unternehmer die Arbeit an die günstig arbeitende Landbevölkerung vergeben. Die Baumwollspinnerei machte dabei den Anfang und brachte in einer wirtschaftlich schwierigen Zeit so viel Verdienst ins Land, dass um 1760 auf dem Wald die Rede ging, dass *zwei Spinnräder zum Heurathen genügen, um einen ausreichenden Verdienst zu ermöglichen*. Die einheimische Industrie wurde bald durch Konkurrenz aus der Eidgenossenschaft, die in ihren Mitteln nicht zimperlich war, empfindlich geschwächt und musste schliesslich aufgeben. St. Galler Unternehmer liessen seit 1753 vor allem in Oberwihl auf Heimwebstühlen Mouselinegewebe herstellen. Nach der Französischen Revolution ging die Baumwollverarbeitung zurück und kam mit Napoleons Kontinental Sperre nach 1808 ganz zum Erliegen. Dies führte zu grosser wirtschaftlicher Not. Nachdem zu jener Zeit die ersten Spinnmaschinen in Gebrauch kamen, ging die Heimspinnerei ganz zurück. Erst eine Veränderung der Kleidermode, die vermehrt Baumwolle an Stelle von Leinen- und Wollstoffen verwendete, führte zum Aufblühen der Zeuglehausweberei, dem Herstellen von Baumwolltüchern. Diese war im Verlagssystem organisiert und hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Durch das Verlagssystem erwachsen den Heimarbei-

Abb. 3: Rückseite eines Seidenbandwebstuhls in Bergalingen DE mit aufgesteckten Kettfadenspulen.
(Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])

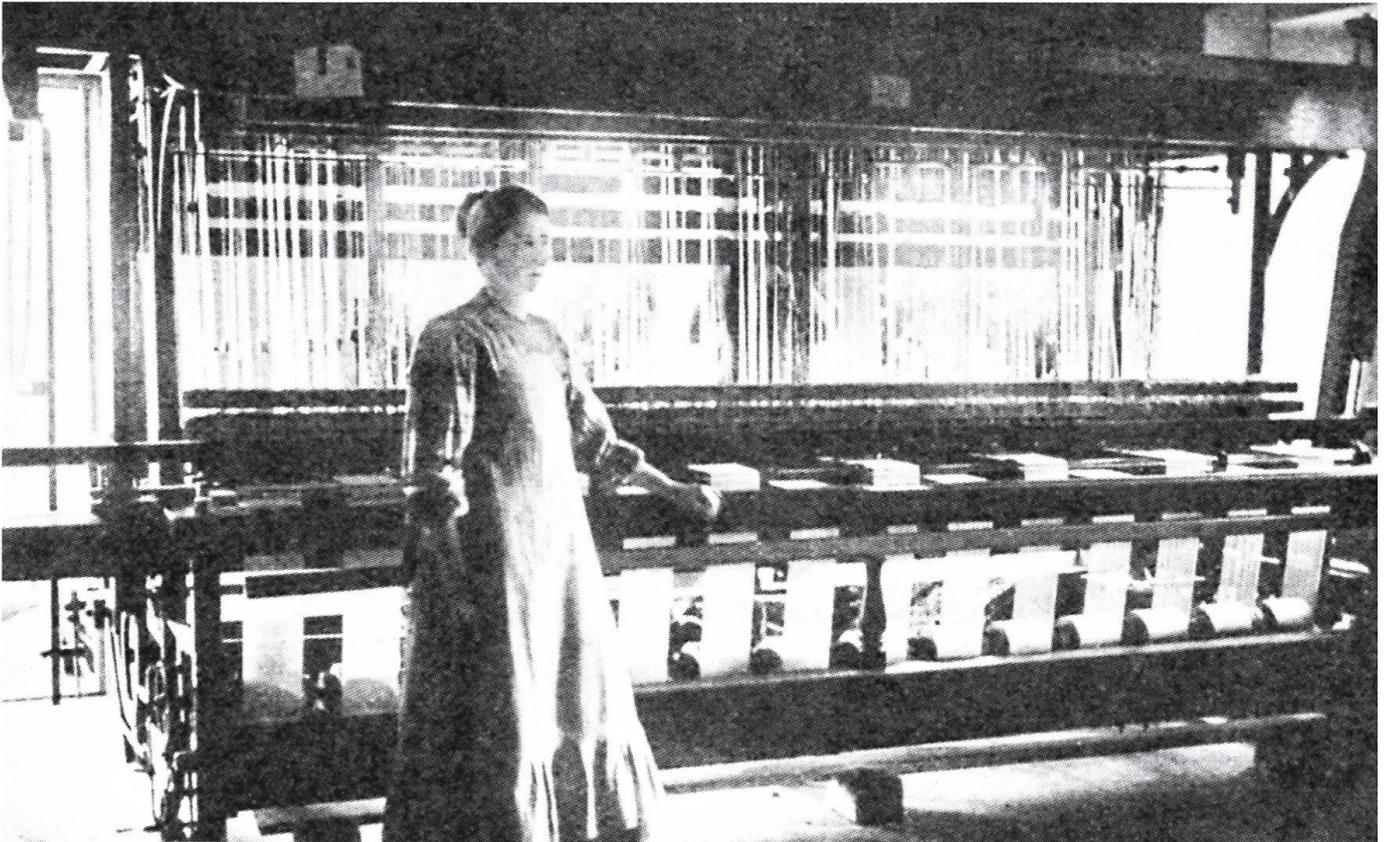
tern geringe Investitionskosten, weil bloss Räumlichkeiten im Haus für die Arbeitsgänge hergerichtet werden mussten. Die Arbeitsgeräte wurden von den Fabrikherren zur Verfügung gestellt, Rohmaterial und fertige Webware wurden in der Regel durch Boten an- und abtransportiert. Die Fertigprodukte – Hosen-, Kleider-, Schürzen-, Hemden- und Blusenstoffe, auch Bettzeug – wurden im Lande selbst durch Hausierer (*Gängler*) abgesetzt und gelangten bis nach Württemberg und ins Elsass. Das Aufkommen von Buntwebereien im Rheintal Ende des 19. Jahrhunderts setzte der Zeugweberei ein Ende.

Von St. Gallen her wurde um 1870 im Hotzenwald auch die Beuteltuchweberei eingeführt. Für die Herstellung von Beuteltuch für das Mühlengewerbe sowie Seidengaze waren feuchte Kellerräume eine wichtige Bedingung. Weil die Keller auf dem Wald aber eher zu trocken waren, kam dieser Zweig nie zu grossem Aufschwung. 1906 waren auf dem Hotzenwald immerhin noch 15 Beuteltuchweber tätig. Über die Heimweberei im Hotzenwald weiss man allgemein gut Bescheid. Diese Hausindustrie war sicher auch im Fricktal verbreitet, dürfte aber nie die gleiche Bedeutung wie auf der rechtsrheinischen Seite gehabt haben.

Durch französische Glaubensflüchtlinge wurde in den Städten Basel und Zürich bereits im 16. Jahrhundert die Seidenbandweberei oder Posamenterei eingeführt. Seit etwa 1670 liefen in den städtischen Betrieben holländische Kunststühle, auf denen im gleichen Arbeitsgang mehrere Bänder gewebt werden konnten (Abb. 4). Seit dem 18. Jahrhundert wurde die Posamenterei auch auf dem Lande, vorab im Baselbiet, als Heimindustrie im Verlagswesen



betrieben. Der Fabrikant stellte dabei dem Heimarbeiter einen Stuhl zur Verfügung und sorgte für einen reibungslosen An- und Abtransport des Rohstoffs und der Fertigware. Der Lohn war zwar gering, doch Arbeitskräfte standen zur Verfügung und der zusätzliche Verdienst wurde sehr geschätzt. Spätestens im 19. Jahrhundert fasste dieser Bereich der Textilindustrie auch im Fricktal Fuss, danach durch Säckinger Betriebe auch auf dem Wald, wo um 1870 mit 1800 Heimposamenterstühlen eine eigentliche Hochkonjunktur herrschte. Die Seidenbänder wurden als Bekleidungsschmuck auch für die Trachten verwendet. Als 1903 im Hotzenwald die Waldelektra gegründet wurde, geschah dies hauptsächlich, um die Posamentstühle mit Elektromotoren betreiben zu können. Auch in den Tälern um Frick wurden damals mit dem gleichen Ziel Elektragenossenschaften gegründet. Änderungen der Mode sowie der Erste Weltkrieg führten zu einem



starken Rückgang der Nachfrage nach Seidenbändern. Zu Ende der 1920er-Jahre folgte nochmals ein Aufschwung, doch nach 1950 kam es auf dem Wald wie auch im Fricktal zum allmählichen Stillstand der Heimposamenterei.

Posamenterei

S isch luter Siide dra!

Ein beredtes Zeugnis der einstigen Bedeutung der Heimposamenterei in unserer Gegend ist der grösste Auftritt im Leben des nachmaligen Hotzenwälder Originals, der *Metzger-Fine vo Bergalinge*. Josefina Strittmatter, geborene Metzger, Jahrgang 1856, war eine gewandte Posamenterin und wusste noch aus den Zeiten zu erzählen, als die Seidenbandstühle von Hand betrieben wurden. Sie sang und tanzte und sprach gerne in Versen. Stolz erzählte sie von der Hochzeitsfeier Friedrichs II., die in den 1880er-Jahren in *Karlisrue* stattfand. Die Hotzenwälder waren mit einer Trachtengruppe daran beteiligt, und die Metzger-Fine, die damals

ein schmuckes Mädchen war, begrüßte Prinzessin Hilda von Nassau mit diesem Hochzeitsspruch:

*Grüess Gott Prinzess i üsem Land,
Luegsch gar so frömd,
Bisch no it recht bekannt,
Doch glaube mer
Dass i wenig Stunde
Di scho bi üs hesch heimisch gfunde;
Und dass di hütigs Eheband
Heb riiche Sege, guete B'stand,
So möchtsch ersch no vo
Üse schöne Sache
Die mer am Rhy,
Am Webstuel mache,
Für dini Chinderstube
Für d'Meidli wie für d'Buebe
Öbis entgegenää und usesueche
Zue Chinderhüübli, Mänteli, Schue,
Jedem ghörts es Bändeli zue;
Griifs bigott nur a,
Sisch luter Siide dra!*

◊ *Abb. 4: Seidenbandweberin in Oberwühl DE. Auf dem Posamentenstuhl konnten gleichzeitig 14 Bänder gewoben werden. (Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])*

Mit diesen Worten überreichte sie der späteren Grossherzogin als Hochzeitsgabe der Hotzenwälder eine vollständig ausgestattete Kinderwiege, die reich mit Seidenbändern behangen war. Die Prinzessin soll sich darüber sehr gefreut haben (Abb. 5).

In der Zeit um 1880/90 wurden zwischen Nollingen und Unterlupfen mehrere Seidenstoffwebereien gegründet. Neben Fabrik- wurde auch Heimarbeit vergeben, und im Hotzenwald waren um 1900 gegen 1000 Stühle in Betrieb. Wie auch bei der Heimposamenterei wanderten Stuhlgänger von Ort zu Ort, um Anleitungen zu geben. Boten brachten das Rohmaterial und holten die fertige Ware ab. Interessant ist die Beobachtung, dass auf dem Wald in der Heimposamenterei mehr männliche, in der Stoffweberei mehr weibliche Beschäftigte tätig waren. Bei der Herstellung der Seidengewebe waren mehrere Hilfsarbeiten nötig, die zum Teil auch von ungelerten Arbeitskräften und Kindern gemacht werden konnten: Seide winden, zetteln, andrehen, Stückgutputzen usw.

Weitere Zweige der auf dem Wald im 19. Jahrhundert eingeführten Heimindustrie waren das Flechten von Endenfinken sowie die Strohflechterei. Auch im Fricktal wurde um die Jahrhundertmitte an einigen Orten versucht, die wirtschaftliche Not durch Strohverarbeitung zu mildern. Aus Frick ist bekannt, dass die Schulbehörde einzelne Eltern verwarnen musste, weil sie ihre Kinder zum Drähteln (Herstellen feiner Strohschnüre, einem Rohprodukt der Flechterei) zu Hause behielten, statt sie in die Schule zu schicken.

Ein weiteres wichtiges Gewerbe war der Hausierhandel auf dem Wald. Von der Mitte des

17. Jahrhunderts bis etwa 1850 waren piemontesische Tabulettkrämer regelmässig als Hausierer in der Gegend anzutreffen. Auf den abgelegenen Siedlungen war man froh, wenn man nicht für jede Kleinigkeit den Weg ins Tal unter die Füsse nehmen oder den nächsten



Abb. 5: Die Metzger-Fine von Bergalingen DE in ihrer Seidentracht, die sie in Karlsruhe DE bei der Fürstenhochzeit trug. (Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])

Markttag abwarten musste. Die Krätze auf dem Rücken zogen die fremden Händler von Hof zu Hof. Mit der Frage *Nix gaufe* boten sie ihre Ware an, darunter auch grosse Mengen Galanteriewaren. Die Bevölkerung griff bereitwillig zu, und die Händler gaben ebenso bereitwillig Vorschüsse und gewährten Kredite. Viele Bauernfamilien gerieten dadurch in eine finanzielle Abhängigkeit, obwohl die Obrigkeit vor leichtsinnigem Schuldenmachen warnte. Ende des 18. Jahrhunderts hatte die piemontesische Handelsfamilie Perollaz den Hausierhandel auf dem Wald in ihrer Hand. An mehreren Orten unterhielt sie ihre Warenlager. Viele Bauern waren bei der Compagnie hoch verschuldet, doch wagte es die Regierung nicht, den Handelsleuten die Konzession zu entziehen, *denn alsdann würden sie ihre Vorschüsse einziehen und Hunderte von Bauern ins Verderben stürzen*, wie ein zeitgenössischer Bericht der Regierung festhält.

Einige der piemontesischen Hausierer – Belmonte, Brentano, Curti, Kilian, Perollaz und wie sie alle hiessen – liessen sich in Waldshut nieder. Ihre kaufmännische Tüchtigkeit liess sie alle gesellschaftlichen Stufen erklettern, und Josua Andrea Kilian wurde 1775 gar für seine Verdienste als Industrierpionier von Kaiserin Maria Theresia in den Adelsstand erhoben.

Von Engeln und Ochsen, Adlern und Löwen

In den Bereich der Dienstleistungen gehören seit dem Mittelalter die Tavernen, Herbergen und Wirtshäuser. Die Gasthäuser waren wichtige Versammlungslokale für die Bevölkerung.

Hier wurde nach dem sonntäglichen Kirchenbesuch bei einem Mass Wein politisiert, hier wurde vor allem für die ledigen Leute zum Tanz aufgespielt, hier fanden aber auch die für die Selbstverwaltung wichtigen Versammlungen und Verhandlungen statt. Am Gerichtstag versammelte sich das Dorfgericht im Wirtshaus, um die notwendigen Geschäfte zu erledigen, und hier wurden auch Kaufverträge mit dem so genannten Weinkauf besiegelt, indem ein kleiner Teil der Kaufsumme verzehrt und vertrunken wurde. Hochzeitsfeiern wie Leichenmahle fanden im Wirtshaus statt, sodass vor dem Aufkommen von Rats- beziehungsweise Gemeindegäusern – auf dem Lande geschah dies erst seit dem 19. Jahrhundert – das Gasthaus neben der Kirche der wichtigste öffentliche Raum war. Die ehehaften Tavernen sind die ältesten Gasthäuser. Sie hatten das Recht, nebst Wein auch warme Speisen abzugeben sowie Gäste über Nacht zu beherbergen. Nur in grösseren Orten finden wir seit alters her mehr als eine Taverne. Seit dem 18. Jahrhundert wurden vermehrt Gesuche um Errichtung weiterer Wirtschaften gestellt. In der Regel wurden von der dafür zuständigen Obrigkeit nur Bewilligungen für Zapfwirtschaften erteilt. In diesen Lokalen durften keine warmen Speisen aufgetragen, keine Gäste über Nacht beherbergt werden, auch das Aufspielen zum Tanz war untersagt, was besonders genau beobachtet wurde. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen in den Weinbaugebieten die Strauss- oder Buschwirtschaften hinzu. Dies waren Eigengewächswirtschaften, deren Betrieb durch einen vor dem Haus aufgestellten oder aus dem Fenster gehängten Strauss, Busch oder Kranz aus Grünpflanzen angezeigt wurde.

Wie wichtig der Obrigkeit der Betrieb eines Wirtshauses in einer Dorfgemeinschaft war – abgesehen von den jährlichen Einnahmen für Zinsen, Gebühren und Umgeld (Weinsteuer) –, zeigt ein Fall aus dem 18. Jahrhundert in Wegenstetten, das in der Schönauer Herrschaft lag. Hier war nach dem altersbedingten Rücktritt des Wirtes niemand bereit, das Gasthaus weiterzuführen. Der Freiherr von Schönau liess nun unter den fünf Wegenstetter Bürgern, deren Stube zu einer Wirtsstube taugte, durch Loszug jenen bestimmen, der fortan zu wirtten hatte. Dieses Vorgehen zeigt auch, dass ein Tavernenrecht (in unserem Falle eine Pflicht!) nicht zwangsläufig an ein Haus gebunden war. Das Recht konnte auch auf einem Schild haften, das an einem beliebigen Haus angebracht werden konnte.

Die ältesten Tavernen in den Städten wie auf dem Lande sind nach den Symbolen der vier Apostel benannt: Engel, Ochsen, Löwen, Adler. Dreikönig, Krone und Stern erinnern an die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland, wobei der Mohr oder Wilde Mann den einen von ihnen bezeichnet. Dem Adler begegnet man fast in jedem Ort des einst vorderösterreichischen Hoheitsgebietes unter dem kaiserlichen Doppeladler. Entlang der wichtigen Verkehrswege finden wir die Post, das Pöstli oder das Rössli beziehungsweise Rössle, an steilen Wegstücken, wo der Gang gehemmt und man gestellt wird, auch den Stalden. Es waren neben Ablagen des Postnetzes häufig Pferdewechsel- oder Vorspannstationen. Entlang des Rheins erinnern Salmen, Schiff, Anker, Meerfräulein an frühere Gewerbe am Wasser. In den Weingebieten findet sich die Traube oder der Rebstock. In den landwirtschaftlich

geprägten Siedlungen sind auch Sonne, Pflug, Lamm, Linde oder Grüner Baum häufige Namen von Wirtshäusern, während man im Rodungsgebiet auf dem Hotzenwald im Bären, Falken oder Auerhahn bedient wird. Häufig kommt auch der Hirschen vor, besonders an Orten, wo das Kloster St. Blasien die Tavernengerechtigkeiten erteilte. Wardeck, Eintracht, Frohsinn, Zur frohen Einkehr und so weiter sind Sprachschöpfungen, die an das romantische 19. Jahrhundert erinnern.

Zum Betrieb einer Taverne gehörte es, einen genügend grossen Weinvorrat zu haben. Dazu dienten die grossen Weinkeller. Weinfuhrwege führten in die abgelegensten Winkel des Waldes und des Fricktals. Nachdem seit Anfang des 19. Jahrhunderts vermehrt Bier gebraut und ausgeschenkt wurde, kamen Eiskeller und Kühlräume dazu. Eine Landwirtschaft gehörte zu jeder althergebrachten Taverne, häufig waren sie auch durch Metzgereien ergänzt. Nebst den Gästezimmern und den Pferdeställen gehörten auch Tanzlaube und Kegelbahn zu einer renommierten Wirtschaft. Im Hotzenwald gelang es durch den Ausbau bestehender und den Bau neuer Gasthöfe, den Fremdenverkehr zu fördern und damit zusätzlichen Verdienst zu schaffen. Im Fricktal wurde vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versucht, durch den Bau von Solebädern den Tourismus zu fördern. In Rheinfeldern entstanden imposante Hotelanlagen, die Kurgäste aus ganz Europa anlockten. Diesem Besucherstrom verdankt der Bahnhof auf badischer Seite den Namen Rheinfeldern (und nicht etwa Nollingen, auf dessen Gelände er gebaut wurde), weil auf linksrheinischer Seite die Bahnlinie erst später kam. Der Badetourismus bleibt

heute auf Rheinfeldern und Säckingen beschränkt, wo Natursole und Thermalquellen leidgeplagten Zeitgenossen Linderung verschaffen.

Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert

Ein vorderösterreichischer Beamter hielt 1746 in einem Bericht über die Grafschaft Hauenstein fest, es sei gut verständlich, *daß die Grafschaft mit Untertanen übersetzt ist, nämlich weilen sie ihre eigentümlichen Höf und Güter in die kleinsten Teil verteilen und zerstücklen, also zwar, daß bisweilen in einem Häusel zwey und mehrere Hausgenossen sich befinden, wodurch sie sich ungemein vermehren und daher einander selbst überlästig machen.* Im ganzen beschriebenen Gebiet kann seit dem 18. Jahrhundert ein zunehmendes Wachstum der Bevölkerung festgestellt werden. Was auch immer die Gründe für den zunehmenden Bevölkerungsdruck waren, sicher bot sich mit der vorübergehenden oder dauernden Auswanderung in andere Landesgegenden, andere europäische Länder oder gar nach Übersee eine wichtige Möglichkeit mit Ventilwirkung. Es gab seit Menschengedenken immer wieder Formen von Auswanderung aus dem angestammten Gebiet. So ist aus früheren Jahrhunderten bekannt, dass sich Fricktaler wie auch Hotzenwälder im Elsass, im Rheinland, in Lothringen und an anderen Orten dauernd niederliessen.

Die Ansiedlung grösserer deutschsprachiger Volksgruppen in Südosteuropa fand hauptsächlich in zwei grossen Epochen statt: vom 12. bis 14. Jahrhundert in die Zips (Hohe Tatra) und

nach Siebenbürgen (Karpaten), im 18. Jahrhundert in die grosse Tiefebene, die von diesen Gebirgen im Norden und Osten abgeschlossen wird, vor allem in die Batschka und ins Banat (heute Ungarn, Ex-Jugoslawien und Rumänien).

Nach 1680 rückten die Türken immer weiter nach Norden vor und belagerten 1683 die Stadt Wien. In den folgenden Jahrzehnten wurden sie wieder zurückgedrängt. Seit 1689 wurden Anstrengungen unternommen, die zurückeroberte, kaum besiedelte sumpfige Tiefebene beidseits der Donau mit Kriegsveteranen und Einwanderern als Wehrbauern zum Schutz der Grenze nördlich der Save zu besiedeln. Als 1718 das östlicher gelegene Banat an das Haus Habsburg fiel, wurden auch in jener Gegend deutschsprachige Kolonisten angesiedelt. Die Einwanderung hielt das ganze 18. Jahrhundert hindurch an. Es kam auch zu eigentlichen Auswanderungswellen, vor allem 1712, 1737, 1759 und Ende der 1760er-Jahre. Später erfolgten hin und wieder einzelne Abreisen, aus dem Fricktal die letzte um 1802.

Die Gründe, die zur Auswanderung aus Südwestdeutschland und dem damals vorderösterreichischen Fricktal führten, sind vielschichtig. Einmal brachten Missernten, Teuerung und Kriegselend Hunger und Armut. Vor allem die sozial niederen Schichten litten unter diesen Bedingungen so stark, dass bei entsprechender Verlockung eine Auswanderung oft der letzte Hoffnungsschimmer war. Zudem entstand auf dem Land spätestens seit dem 18. Jahrhundert ein Bevölkerungsüberschuss, den die traditionelle Dreifelderwirtschaft nicht mehr ernähren konnte. Auch viele unverheiratete Paare, die *sich verfehlt* hatten, wurden, um

ihnen und der Dorfgemeinschaft weitere Schande zu ersparen, zu heiraten und nach Ungarn auszuwandern genötigt. Es kam auch vor, dass Militärpflichtige, die im Kriegsdienst Straftaten begangen hatten, nach Ungarn verbannt wurden. Von trauriger Berühmtheit ist die Deportation von 27 Aufständischen, den Salpeterern aus der Herrschaft Hauenstein, davon 25 samt Familien (zusammen 112 Personen), 1755 ins Banat. 105 Personen kamen dort an, weil auch Kinder zwischen einem und 15 Jahren dabei waren, von denen einige die Strapazen nicht überlebten.

Einer freiwilligen Auswanderung – in gewissen Jahren waren Werber unterwegs und trommelten Dutzende von Auswanderungswilligen nach Ungarn zusammen – stand in der Regel nichts entgegen, wenn man sich an die obrigkeitlichen Vorschriften hielt. Zunächst galt es, sich aus der Leibeigenschaft loszukaufen durch Bezahlung der Manumissions-Gebühr. Diese war nicht immer gleich hoch und bewegte sich im Lauf des 18. Jahrhunderts zwischen einem und zehn Gulden. Die städtischen Bürger waren frei und deshalb von dieser Gebühr enthoben. Dann war es nötig, seine Habe und Erbsprüche zu veräußern, was in der Regel durch Vergantung (freiwillige Versteigerung) geschah, wozu es einer obrigkeitlichen Bewilligung bedurfte. Stand nach Abrechnung der Schulden der Erlös als frei verfügbares Vermögen fest, musste davon der Herrschaft der so genannte Abzug entrichtet werden. Diese Steuer betrug zwischen fünf und zehn Prozent und war fällig, weil das Vermögen aus der Herrschaft abgezogen wurde.

Aus unserer Gegend führte der Weg zunächst rund 250 Kilometer zu Fuss, das Rheintal

hinauf bis Waldshut, dann das Wutachtal hinauf bis Fützen, weiter durch das Aitrachtal hinunter zur Donau und dieser entlang bis Ulm. Dort wurden einfache Holzkähne bestiegen, die Ulmer Schachteln, auf denen in einigen Tagen Wien, später Budapest und der Ausschiffungshafen Batschka erreicht wurde.

Nicht nur das Banat, wie man heute allgemein weiss, sondern auch die Baranja, die Batschka und weitere Gegenden im Raum Ungarn-Kroatien-Rumänien (damals alles ohne Unterscheidung als Ungarn bezeichnet) waren Ziele der Auswanderer, die sich wegen ihres kulturellen Hintergrundes lieber an einem katholischen Ort niederliessen und das mehrheitlich protestantische Siebenbürgen mieden. Wo sie als Deutschsprachige in der Minderheit waren, wurden sie allmählich sprachlich wie kulturell assimiliert.

Auswanderungen aus Schwörstadt und Dossenbach im 18. und 19. Jahrhundert

Die folgende Liste aller bekannten Auswanderer aus Schwörstadt und Dossenbach im 18. und 19. Jahrhundert steht beispielhaft für alle Auswanderer des Hotzenwaldes und des Fricktals. Die Namen mögen anders sein, die Anzahl mag variieren, aber eine ähnliche Liste könnte für fast jeden Ort erstellt werden. Der erste Banat-Schub von 1737 fehlt, aber alle andern Auswanderungsschübe lassen sich leicht ablesen: 1767/68 ins Banat, 1817 nach Hungersnot nach Amerika, 1850–1854 nach wirtschaftlicher Not nach Amerika. Die mit * bezeichneten Personen sind, was auch immer wieder vorkam, nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückgekehrt.

Jahr	Name (F = mit Familie)	Land			
			1850	K. Hölzlin	Amerika
			1851	J. Klausner	Amerika
			1851	N. Thoman	Amerika
1750	J. Fricker, F	Sieben- bürgen	1851	K. Witzig	Amerika
1759	J. Witzig, F	Ungarn	1851	A. Witzig	Amerika
1760	A. Heitz	Banat	1851	V. Witzig	Amerika
1767	J. Dörfflinger	Ungarn	1852	S. Witzig, F	Amerika
1768	H. Scheublin, F	Ungarn	1852	F. Hay	Amerika
1768	J. Ammann, F	Ungarn	1852	A. Philipp	Amerika
1768	M. Negely	Ungarn	1852	F. Hehs	Amerika
1780	F. Winkler	Banat	1852	B. Hehs	Amerika
1784	M. Broglin	Frankreich	1852	J. Schupfert, F	Amerika
1793	K. Still	Banat	1852	J. Schupfert	Amerika
1817	T. Witzig*	Amerika	1852	C. Schupfert	Amerika
1817	V. Rüttbauer	Amerika	1852	C. Hehs	Amerika
1817	A. Oeschger*, F	Amerika	1853	E. Baumgartner	Amerika
1817	F. Witzig*, F	Amerika	1854	J. Hehs	Amerika
1817	J. Baumgartner	Amerika	1857	I. Witzig	Amerika
1820	A. Huber	Ungarn	1860	M. Thoma	Amerika
1826	F. Winkler	Banat	1866	X. Winkler	Amerika
1831	A. Heitz	Amerika	1866	A. Winkler	Amerika
1832	S. Keser	Amerika	1869	K. Baumgartner	Amerika
1833	F. Philipp, F	Amerika	1871	A. Hess, F	Amerika
1833	A. Philipp*	Amerika	1872	K. Winkler	Amerika
1835	S. Witzig	Amerika	1875	E. Brugger	Amerika
1845	J. Riederer, F	Amerika	1877	A. Vigey	Amerika
1845	A. Keser	Amerika	1880	R. Binkert	Amerika
1845	F. Bäumle*, F	Amerika			
1845	A. Binkert	Amerika			
1845	J. Winkler*	Amerika			
1846	G. Keser*	Algerien			
1846	I. Rüttbauer*, F	Algerien			
1848	F. Philipp	Algerien			
1848	S. Hanser, F	Algerien			
1850	J. Wehrer	Amerika			
1850	L. Wehrer	Amerika			
1850	B. Schneider, F	Amerika			

*Auswanderungsliste aus: F.W.W. Klein:
Die Geschichte von Schwörstadt
und Dossenbach. – Schopfheim 1993.*

Während den Jahren nach der Französischen Revolution war kein markanter Auswanderungsdruck festzustellen, obwohl das Volk unter den Kontributionszahlungen arg zu leiden hatte. Erst klimatisch bedingte Missernten 1816 führten zu einer Auswanderungswelle,

die im 19. Jahrhundert bloss noch vom Schub Anfang der 1850er-Jahre übertroffen wurde. Als neues Einwanderungsland lockten nun die Vereinigten Staaten von Amerika. Allein, die erste Welle von 1816/17 kam einem Disaster gleich. Zu Hunderten und Tausenden strömten die Menschen aus Südwestdeutschland und der Schweiz rheinabwärts der Stadt Amsterdam zu, um der vermeintlich völligen Verarmung, ja dem befürchteten Hungertod in der alten Heimat zu entfliehen, um im gelobten Amerika eine lebenswerte Zukunft aufzubauen. Ein grosser Teil der Reiselustigen war schlecht vorbereitet und mittellos, teilweise von den Behörden zur Abwanderung gedrängt oder, mit viel zu geringen Reisemitteln versehen, abgeschoben worden. So kam man in Amsterdam an, wo die Behörden einem solchen Ansturm nicht gewachsen waren. Es gab zu wenig Überfahrtsgelegenheiten, sodass die Auswanderer zum Teil monatelange Wartezeiten, die ihre letzten Mittel aufzehrten, in Kauf nehmen mussten. Wer schliesslich einen Platz auf einem Schiff ergattern konnte, musste mit einer mehrwöchigen Schiffsreise rechnen, die sehr entbehrungsreich sein konnte. Endlich in Philadelphia angekommen, mussten sich Passagiere, die ihre Überfahrt nicht bar bezahlen konnten, durch einen amerikanischen Bürger auslösen lassen, um dann während einigen Jahren durch Arbeitsleistung diese Schuld abzuverdienen. Durch dieses System des Indentured Service machten sich in jenen Jahren unzählige unserer Landsleute im Lande der gepriesenen Freiheit zu unfreien und abhängigen Dienern, was hin und wieder etwas übertrieben gar als weisse Sklaverei bezeichnet wurde.

Doch dies konnte die Daheimgebliebenen nicht abschrecken. Während des ganzen 19. Jahrhunderts waren die Vereinigten Staaten das häufigste Ziel, wenn man es zu Hause nicht mehr aushielt oder die Not zum Abwandern zwang. Für die rechtsrheinische Gegend sind 1848 vermehrte Auswanderungen festzustellen, die für einmal politisch begründet waren. Als Folge der 1848er-Revolution bedeutete dieser Weg für viele Bürger die einzige Rettung vor Verfolgung. Ansonsten waren für die Auswanderungen im 18. wie im 19. Jahrhundert kaum religiöse oder weltanschauliche Gründe – 1755 und 1848 ausgenommen – ausschlaggebend. In erster Linie lagen ökonomische Gründe vor. So folgte denn auch ein zweiter markanter Schub zu Beginn der 1850er-Jahre, als zur wirtschaftlichen Krise noch eine Kartoffelkrankheit kam, die die Ernten des damaligen Grundnahrungsmittels zunichte machte. Wieder war es Hunger, der zur Auswanderung nötigte, wieder waren es Gemeinden und Staaten, die zur Auswanderung aufmunterten und mindestens einen Teil der Kosten übernahmen. Immerhin waren in der Zwischenzeit die Reisebedingungen nicht mehr gar so hart wie zu Beginn des Jahrhunderts. Doch dieser Schub, der von etwa 1850 bis 1855 – mit einem Schwerpunkt um 1852 – dauerte, riss empfindliche Wunden in die gewohnten Strukturen fast aller Dorfgemeinschaften im beschriebenen Gebiet, und viele von ihnen wurden noch nach Jahrzehnten von den Amerikaschulden gedrückt. Um 1880 erfolgte die dritte markante Auswanderungswelle nach Übersee. Nebst den Vereinigten Staaten gab es im 19. Jahrhundert aber auch andere Zielländer.

Todesfahrt auf dem Segelschiff April

Ein ruchloser Geschäftsmann hatte das leichte grosse Geld gerochen: In Amsterdam warteten im Frühjahr 1817 Tausende Auswanderungswilliger auf eine Möglichkeit, Richtung Amerika zu reisen. Eiligst liess er den günstig erworbenen Dreimaster April, ein altes Frachtschiff, auf dem vielleicht einige Hundert Auswanderer Platz gefunden hätten, so herrichten, dass er darauf rund 1500 Menschen wie Vieh hineinpfuschen lassen konnte. Darunter waren mehrere Hundert Aargauer, vorallem Fricktaler, und auch Südbadener. Unter den Fricktalern befand sich eine Gruppe von über 60 Personen aus Oberhof und Wölflinswil. Sie hatten ihre letzte Habe verkauft, aber das Geld reichte nicht für die Auswanderung nach Amerika. Deshalb hatten ihnen die Gemeinden die Reise bis Basel bezahlt. Auf kleinen Schiffen ging die dreiwöchige abenteuerliche Fahrt weiter den Rhein hinunter. In Holland folgte das lange Warten. Die niederländischen Behörden hatten die Gruppe in den Ort Muyden befohlen, wo sie bald nur noch durch Betteln überleben konnte. Dass man trotzdem bald auf dem Schiff April abreisen würde, erschien wie eine Erlösung: Endlich weg aus dem Elend, endlich hinüber ins gelobte Land. Auf dem Schiff hiess es wiederum warten, warten, warten. Nur bei günstigem Wind konnte in See gestochen werden, doch dieser Wind fehlte, und unter den auf dunklem, engstem Raum in stickiger Luft gehaltenen Passagieren brach plötzlich eine tödliche Krankheit aus: Typhus. Sofort wurde das Schiff auf der Insel Texel in Quarantäne genommen, von Kriegsschiffen aus der Ferne bewacht und am Ausfahren gehindert. Hunderte von Toten waren zu beklagen. Auf der Insel Texel fanden sie ihre letzte Ruhestätte. Der Schweizer Handelskonsul wurde eingeschaltet, doch angesichts der grossen Not war auch er völlig überfordert. Einige der Südbadener hatten sich als Schweizer ausgegeben, weil sie sich davon Hilfe in der grossen Not erhofften. Das Schiff wurde gereinigt, desinfiziert, und die verbliebenen rund 770 Passagiere wurden wieder an Bord genommen.

Unter den Passagieren war auch die Familie Waldmeier aus Wölflinswil. Sieben gesunde Söhne hatte Frau Waldmeier, eine geborene Ruf aus Oberhof, zur Welt gebracht, und alle waren sie zwar in ärmlichen Verhältnissen herangewachsen – ihr kleines Häuslein in Wölflinswil, das sie verkaufen mussten, war baufällig und wertlos –, aber sie waren gesund und kräftig, bereit, sich in der neuen Heimat ein gutes Fortkommen zu erarbeiten. Beide Eltern starben noch in Holland, und auch drei der sieben Söhne kamen nie nach Amerika, die Seuche hatte auch sie dahingerafft. Auf der Überfahrt starb jeder zehnte Passagier. Als endlich die rettende Küste in Sicht kam, wurde das Schiff in Gewahrsam genommen, weil die Nachricht über dessen Schicksal Amerika bereits erreicht hatte. Weitere Schwierigkeiten ergaben sich: Die Zufahrt in den Hafen von Philadelphia war vereist, sodass Kapitän Dirk Cornelis de Groot im Staat Delaware vor Anker gehen musste. Schleppend zog sich die Auslösung der Passagiere hin. Täglich kamen Interessenten aufs Schiff, um sich die Ware anzuschauen. Vor allem ältere Leute und Kinder fanden lange keinen Platz als Indentured Servant. Die vier Waldmeier-Waisen wurden in vier verschiedene Familien verdingt, zwei von ihnen unter ihrem echten Namen, zwei eigenartigerweise unter dem Namen Ruf oder Roof, dem ledigen Namen ihrer Mutter. Später zogen sie in den Mittleren Westen der USA und wurden als Landwirte, einer auch als bekannter Methodistenpfarrer, rechtschaffene und wohlhabende amerikanische Bürger mit einer grossen Nachkommenschaft. War es Zufall, war es Schicksal? Nach Jahrzehnten der Trennung trafen sich die vier Brüder und konnten einander ihre Erlebnisse erzählen. Noch heute kehren hin und wieder Nachfahren mit den Namen Roof und Waltmire ins Fricktal zurück, um ihren Wurzeln nachzuspüren.

Bei einem Ansiedlungsversuch als Kaffeebauern um 1819 in Brasilien waren nachweislich auch Fricktaler Auswanderer beteiligt. Das Projekt scheiterte, doch wanderten immer wieder vereinzelte Landsleute in südamerikanische Länder aus. In den 1840er-Jahren gab es einen Versuch, Mitteleuropäer in Algerien anzusiedeln. Auch dieser Versuch scheiterte. Erfolgreicher verliefen vereinzelte Auswanderungen nach Südafrika. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wagten sich ei-

nige gar bis nach Australien, doch waren sie zahlenmässig nicht von grosser Bedeutung. Seit den 1830er-Jahren wurden Emigrationen in der Regel über ein Auswanderungsbüro abgewickelt. Agenten errichteten in unserer Gegend Filialen und führten den meist in Basel tätigen Gesellschaften ihre Kundschaft zu. Es wurde jeweils ein Vertrag abgeschlossen, der sämtliche Belange der Reise abdeckte, bis hin zur täglichen Nahrungsration auf dem Schiff. Es kam auch vor, dass Gemeinden solche Ver-

träge für Bürgerinnen und Bürger abschlossen, die sie wegen ihres Lebenswandels nicht mehr in ihrer Gemeinschaft dulden wollten. Wer als Tunichtgut, als Arbeitsscheuer oder gar als kleiner Ganove nicht mehr erwünscht war, musste damit rechnen, auf Kosten der Gemeinde nach Amerika abgeschoben zu werden.

In der Regel verliefen nun solche Auswanderungen ohne nennenswerte Zwischenfälle. Eine Katastrophe für eine grosse Schar Reise-lustiger war die Hiobsbotschaft vom Konkurs des Reiseagenten Ruffli aus Sisseln während der grossen Auswanderungswelle zu Beginn der 1850er-Jahre. Trotz guten Geschäften verstrickte er sich in finanzielle Schwierigkeiten, die es ihm nicht mehr ermöglichten, eine grössere reisefertige Gesellschaft an den versprochenen Ort zu führen. Ihm hatten sich während Jahren Dutzende von Fricktälern und Wäldern anvertraut, um die Reise über den Nordatlantik anzutreten.

Reiseberichte aus dem fernen Amerika trafen noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eher spärlich ein oder blieben verschollen. Nach und nach war es einfacher, mit den Zurückgebliebenen in Kontakt zu bleiben. Die Nachrichten zeigen ein so unterschiedliches Bild wie es die Vielfalt der Charaktere und Schicksale eigentlich vermuten lassen müsste. Nicht alle brachten es zum erhofften Wohlstand, denn auch in Amerika waren die Strassen nicht mit Gold gepflastert, wie manchem Abenteuerer vielleicht vorgegaukelt worden war. Die Arbeit als Landmann wie als Arbeiter in der Industrie war hart, man musste völlig von vorn beginnen. Häufig wurden Orte und Gegenden aufgesucht, in denen bereits andere Landsleute Fuss gefasst hatten. Mit der Zeit folgten einige dem Ruf nach Westen und wanderten ins Landesinnere oder gelangten gar an die Westküste. Vor der Zeit der Eisenbahn waren auch solche Reisen hart und entbehrungsreich.

Literatur

DÖBELE, LEOPOLD: Die Hausindustrie des Hotzenwaldes. – Jena: Gustav Fischer 1929.

HACKER, WERNER: Auswanderungen aus dem südöstlichen Schwarzwald zwischen Hochrhein, Baar und Kinzig, insbesondere nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert. – München 1975.

Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 19 (1932).

KLEIN, F. W. W.: Die Geschichte von Schwörstadt und Dossenbach. – Schopfheim: Uehlin 1993.

HEUER, FRANZ: Erinnerungen an Rekasch. – Gröbenzell 1993.

KUHN, FRIEDRICH: Auswanderungen aus Nollingen in das Banat. – In: Vom Jura zum Schwarzwald NF5 (1930).

KUHN, FRIEDRICH: Streiflichter aus der Vergangenheit des ehemaligen Dorfes Nollingen. – In: Vom Jura zum Schwarzwald 42 (1967).

Der Landkreis Lörrach. – Sigmaringen 1993.

METZ, RUDOLF: Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes. – Lahr: Schauenburg-Verlag 1980.

SCHUY, JAKOB; TUFFNER, MARTIN: Ortssippenbuch Hodschag 1756–1945. – Moosburg 1995.

